

„Ich träume von neuen und kraftvollen wie nachhaltigen Aufbrüchen, die nicht zur Unterstützung einer Service-Kirche taugen, aber einen wesentlichen Dienst für die Menschen erlauben.“ – Michael Wüstenberg

IM GESPRÄCH MIT BISCHOF MICHAEL WÜSTENBERG

Lieber Bischof Michael,

Sie waren von 2007 bis 2017 Bischof in der Diözese Aliwal in Südafrika. 1992 gingen Sie bereits als Fidei-Donum-Priester nach Südafrika. In dieser Zeit sind Sie vor allem durch das Pastoralinstitut der südafrikanischen Bischöfe, das LUMKO-Institut, geprägt worden. Dort arbeiteten die Regensburger Missionspriester und Bischöfe Oswald Hirmer und Fritz Lobinger, die maßgeblich zur Entstehung des Pastoralmodells Kleiner Christlicher Gemeinschaften beigetragen und dabei insbesondere die Methode des Bibelteilens entwickelt haben.

„Kleine Christliche Gemeinschaften sind die örtlichste Inkarnation der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche“

Zunächst ganz allgemein: Was bedeuten Kleine Christliche Gemeinschaften für Sie?

Kleine Christliche Gemeinschaften sind Nachbarschaftsgruppen des Glaubens. Sie haben etwas Verlockendes an sich und so war die Neugier auf sie auch eines meiner Motive, 1992 nach Afrika zu gehen. Bereits 1976 sagten die Bischöfe Ostafrikas über Kleine Christliche Gemeinschaften, dass sie die „örtlichste Inkarnation der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche seien“.

Doch was heißt „Inkarnation“ in diesem Zusammenhang? Ursprünglich ist im Lukasevangelium von Inkarnation die Rede: Unter dem Wirken des Heiligen Geistes kommt in Bethlehem, dem „Haus des Brotes“, Jesus leiblich auf die Welt. Er ermöglicht eine ganz neue Glaubenserfahrung. In der Apostelgeschichte des Lukas begegnen wir dann einer weiteren Form von Inkarnation, wenn in den Häusern, in denen Brot gebrochen wird, der Geist die Menschen zusammenführt und dabei Jesus als wirkmächtig gegenwärtig erfahren wird. Diese kleinen Gruppen werden als Leib Christi bezeichnet. Dieses Zeugnis der Urkirche stellt dar: Kleine Christliche Gemeinschaften sind ein privilegierter Ort und Ermöglichungsgrund vitalen Glaubens.

Dieser kann auch heute erfahren werden. Wenn etliche davon sprechen, missionarisch Kirche sein zu wollen, dann stellt uns das Grunddokument unseres Glaubens hier einen sehr wirksamen Weg vor.

Gibt es für Sie persönlich ein Erlebnis mit Kleinen Christlichen Gemeinschaften, das Sie besonders beeindruckt hat und Ihr pastorales Arbeiten bis heute beeinflusst?

Bei meinen jährlichen Gemeindebesuchen habe ich viele dieser kleinen Gemeinschaften getroffen. Immer wieder habe ich sie gefragt, was sie denn in diesen Gemeinschaften gewinnen.

Tief beeindruckt hat mich, dass in den Antworten eine Art Exegese der Früchte des Heiligen Geistes zur Sprache kam, wie sie im Kapitel fünf des Galaterbriefes aufgeschrieben sind, nämlich: Liebe, Freude, Friede.

Deutlich wurde mir, dass in diesen Gemeinschaften der Sinn für die eigene Würde, für soziales Engagement und Gelassenheit aus dem Glauben sowie Menschlichkeit genährt wurden und wie wichtig die Gemeinschaften deshalb gerade vor dem Hintergrund der demütigenden Rassendiskriminierung sind. Dazu hat in besonderer Weise das Bibelteilen Worte des Lebens beigetragen und so „eingefleischte“ Glaubende hervorgebracht.

Die vielen Laien, die als *leader* vor Ort die Gemeindearbeit tragen, bekommen als Mitglieder in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften den für ihre Aufgaben wichtigen „Stallgeruch“. Hier sind sie an den Fragen der Menschen dran. Hier erhalten sie Unterstützung: So z.B. Frauen, die zögerten, Aufgaben zu übernehmen, die häufig von Männern wahrgenommen wurden. Auf unspektakuläre Weise sind diese Gemeinschaften so an einer kulturellen Evolution beteiligt.

Kühnheit war ein wesentlicher Charakterzug der frühen Kirche und ist es auch heute in den Kleinen Christlichen Gemeinschaften: Leben und Glauben werden zusammengebracht durch Schrifttext und Gebet und umgesetzt in Engagement. „Lasst uns nicht schweigen“ hieß z.B. ein Programm, mittels dessen die Kleinen Gemeinschaften brennende Fragen aufgriffen. Ein *leader* einer Kleinen Christlichen Gemeinschaft brachte es so zum Ausdruck: „Es ist schwer Katholik zu sein, weil man da auch Gegenwind bekommt. Gegenwind braucht Rückenstärkung.“

Wenn von der Kirche als Familie Gottes gesprochen wird, dann erfahre ich sie in diesen Gemeinschaften. Das bedeutet dann aber auch, dass wie in einer Familie nicht immer alle aktiv gegenwärtig sind oder sein können, dennoch dazugehören und gelegentlich aktiv teilnehmen.

All diese Erfahrungen mit Kleinen Christlichen Gemeinschaften beeinflussen in der Tat mein pastorales Tun und Interesse bis heute: den Sinn für die Menschenwürde zu wahren, die immer wieder durch Geringschätzung, Lüge, Einschüchterung und Korruption gefährdet wird, und die Voraussetzungen zu schaffen und zu stärken, die es allen Christen ermöglichen sollen, ihre Berufung als Priester, Prophet und König zu leben, wie sie bei der Taufe zugesagt wird.

Im vergangenen Jahr sind Sie aus gesundheitlichen Gründen von ihrem Bischofsamt zurückgetreten und leben nun wieder in ihrer Ursprungsdiözese Hildesheim. Wenn Sie heute aus Deutschland auf die Zeit in Südafrika zurückblicken: Was hat Sie besonders geprägt, das Sie heute weitergeben möchten?

Was sich als belebend erwiesen hat, war der Fokus auf die Arbeit mit Erwachsenen, insbesondere den *leadern* der Kleinen Christlichen Gemeinschaften, die in den verstreuten Ortschaften das Leben in ihrer Kirchengemeinschaft wesentlich tragen. Kirche wird zur Kirche der Beteiligung von im Glauben immer weiter reifenden Menschen, die miteinander Verantwortung tragen und ihren Glauben in eigenen Worten zur Sprache bringen können. Konkret heißt das, dass bei Gemeindebesuchen und auch in der Liturgie die Begegnung mit denen, die die Zukunft der Gemeinde vor Ort verantwortlich tragen, im Vordergrund stand.

Zur Reifung im Glauben tragen gerade auch der Umgang und die Vertrautheit mit der Bibel bei. Die Leute werden dadurch sprachfähig. Das war nicht immer so. Es geht darum, die Apostolizität in der Apostelgeschichte, in den Briefen des Paulus und den Evangelien neu zu entdecken, die für mich nicht nur eine „Sendung“ ist, sondern auch eine Methode, ein Programm. Von der apostolischen Zeit können wir lernen, wie Christen ihren Glauben in verschiedenen Kontexten beherrscht entfalteteten, unbeeindruckt von „kleinen Mitgliederzahlen“. In dieser Hinsicht scheinen sich ja derzeit auch viele Möglichkeiten aufzutun.

Der globale Austausch erscheint mir wichtig. Was in Südafrika entwickelt wurde, war selbst beeinflusst von Entwicklungen anderswo, z.B. in Kenia oder auch in Lateinamerika. So habe ich z.B. immer gern Besucherinnen und Besucher aus deutschen Diözesen empfangen, um ihnen mit unseren Leuten unser Leben zu zeigen; nicht als Kopiervorlage, sondern als Anregung für eine Bestandaufnahme und die Entwicklung von Perspektiven. Ich selbst lernte so in Bolivien, dass Basisgemeinden nicht einfach deshalb als Basisgemeinden verstanden werden, weil sie an der Basis zusammenkommen, sondern weil sie sich mit Basisfragen des menschlichen Lebens auseinandersetzen.

„Vielleicht erleben Sie wie ich, dass es viele „But-ler“ gibt: Leute die „Aber“ sagen und „Nein“ meinen. „Bei uns geht das nicht“, heißt es dann, vielleicht in Afrika, Asien oder Lateinamerika, aber nicht hier.“

In den deutschen Diözesen setzte um die Jahrtausendwende ein Rezeptionsprozess des pastoralen Ansatzes Kleiner Christlicher Gemeinschaften ein, an dem Sie von Anfang an beteiligt waren. Viele deutsche Diözesen haben sich seitdem auf den Weg gemacht und befinden sich in Prozessen lokaler Kirchentwicklung. Lässt sich mit Kleinen Christlichen Gemeinschaften für die Kirche in Deutschland überhaupt noch etwas anfangen?

Das klingt ja sehr skeptisch. Liegen da womöglich auch enttäuschte Erfahrungen vor? Dann müssen die ernst genommen und mitbedacht werden. Ich glaube, dass diese Gemeinschaften Entscheidendes zum Glaubensleben beitragen. Nur: Wenn das keiner will, was dann? Wenn Erfahrungen fehlen oder gar nicht gewollt sind, die die frühe Kirche in ihre Existenz gebracht haben? Vielleicht erleben Sie wie ich, dass es viele „But-ler“ gibt: Leute die „Aber“ sagen und „Nein“ meinen. „Bei uns geht das nicht“, heißt es dann, vielleicht in Afrika, Asien oder Lateinamerika, aber nicht hier.

Viel wird derzeit, so scheint es mir, auf Organisationsberatung wie in der Industrie gesetzt, um in die Zukunft zu gehen. Im Gegensatz dazu habe ich die mit der Afrikasynode 1994 betonte Sicht der Kirche als Familie als förderlich erfahren. Eine Familie wird nicht verschlankt, Kinder und Alte nicht entlassen, aber alle in die Pflicht genommen. Es geht um etwas Organisches, nicht einfach um Strukturen. Wenn Vertrauen das Wesen des Glaubens ist, kann es hier erlebt und erfahren werden.

Eine Schwester sagte mir einmal, dass das Wichtigste in der Kirche die Bibel sei. Sie ist sehr wichtig, gewiss, aber so stimme ich dem nicht zu. An Ostern ist es die Geisterfahrung der Jünger, nicht das Neue Testament, die etwas ermöglicht, was zuvor so nicht da war. Hier ist

eine Gemeinschaft, die wagemutig und beherzt für das einsteht, was sie für lebenswichtig hält. Das Neue Testament entsteht wegen dieser und durch diese Gemeinschaft. Ich frage mich nun, ob man so hartnäckig wie dies manche „Abersager“ tun, solche wesentlichen Glaubensorte ohne fatale Folgen vernachlässigen kann. Könnten nicht die Kleinen Christlichen Gemeinschaften in relevanten Weisen die Apostelgeschichte weiter schreiben?

Christliche Gemeinschaften haben viel Potenzial, gerade durch die Menschen, die „unausgesucht“ dazukommen – wie Kinder in einer Familie. Davon erzählt auch das Evangelium: Zu einer vorösterlichen kleinen Gemeinschaft stieß eine Frau, die manche nicht mochten. Sie tat ihr Glaubenswerk und salbte Jesus die Füße. In unbeirrbarer Freiheit gab sie Jesus in verschwenderischer Großzügigkeit vor seiner unmittelbar bevorstehenden Leidensgeschichte ein stärkendes Zeichen der Liebe. Im Gegenwind der Kritik an ihr wünschte Jesus: „überall auf der Welt, wo das Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat“ (Mk 14,9). Christliche Gemeinschaften gewinnen ungemein viel, wenn Leute wie diese Frau mit ihren eigenen Erfahrungen auch zunächst fremd Scheinendes einbringen und Denken verändern.

Ich denke, dass auch wenn Ihre Frage fast resigniert klingt, gerade da etwas möglich wird, wo viele erst einmal Unmöglichkeiten sehen. Wo heute Leute, wie diese Frau, in Gemeinschaften vorkommen und willkommen sind, können überraschend neue Lebensperspektiven entstehen.

„In der weltkirchlichen Begegnung geht es um mehr als die Besichtigung exotischer Wirklichkeiten.“

Wie stehen Sie generell zu den Prozessen weltkirchlichen Lernens? Was kann gelernt und was sollte verlernt werden?

Ich bin ja selbst ein „Produkt“ weltkirchlichen Lernens. Was bei so einem Prozess herauskommen kann, weiß man am Anfang noch nicht. Ich halte es für bereichernd, anderen – auch anderen kirchlichen – Kulturen zu begegnen. Das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16) hat sich für mich in ganz neuen Dimensionen im Blick auf das Verhältnis von „neuen“ und „alten“ Kirchen erschlossen: Sie alle sind gleichberechtigt und erhalten denselben, vollen Anteil; niemand ist „zu spät“ dazugekommen. Das unterstreicht die Bedeutung von aufrichtiger Partnerschaft in weltkirchlicher Begegnung. Bevormundung oder Geringschätzung passen da nicht hinein, sondern die Achtung, der Respekt vor dem Beitrag, den alle auf verschiedene Weise und in eigener Verantwortung leisten, sei es in Theologie, in Pastoral, in Entwicklung und Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden.

Vielleicht muss auch noch etwas anderes neu entdeckt werden: *Concordia*, eines Herzens sein, war der Zentralbegriff für Cyprian, den großen Theologen aus Nordafrika im dritten Jahrhundert. Für ihn konnten sehr unterschiedliche Praktiken selbst in Nachbardiözesen möglich sein, anstelle von Einförmigkeit – wenn man nur eines Herzens war und Christus im Zentrum stand.

So kann eine weltkirchliche Begegnung, der es um mehr geht als die Besichtigung exotischer Wirklichkeiten und die zu Herzen geht, helfen, auch die eigene, vertraute und geliebte Situation

kritisch und konstruktiv zu hinterfragen und womöglich so umzugestalten, dass ihre Stärke sichtbar wird und neue Lebendigkeit erlangt.

„Es gibt keine Instant-Rezepte!“

Was ist Ihre Vision für die Zukunft der Kirche in Deutschland?

In meiner Vision geht es zuallererst um gelebten Glauben. Ein guter, und nach meiner Erfahrung entscheidender Nährboden dafür sind biblisch inspirierte Gemeinschaften, die wesentliche Stärkung in der Gemeinschaft des Herrenmahls finden. Eine Vision für Glaubenserfahrung braucht begeisterndes Zeugnis. Es geht dabei auch um die Erfahrung dessen, was Papst Franziskus „Freude des Evangeliums“ nennt.

Wie diese Gemeinschaften sich organisieren, liegt sehr viel auch an ihnen selbst. Kirche wird dann „von ganz allein“ im Miteinander der Glaubenden entstehen, als Sozialform und wo nötig auch als Struktur. Das ist ja die große Chance heute. Wo vieles, was bisher eher von außen die Kirche und Mitgliedschaft in ihr stützte und nun weggefallen ist oder wegfällt, kann Glaube wieder zur eigentlichen Schubkraft werden.

Manch einer traut sich vielleicht nicht und will alles den „Experten“ überlassen. Da wünsche ich mir, dass konsequent das Bewusstsein geformt und gestärkt wird, dass alle Getauften an den Ämtern Jesu als Priester, Könige und Propheten teilhaben und als solche Experten in Sachen Menschlichkeit werden, Frauen und Männer. Alle Rede von Hauptamtlichen, Nebenamtlichen und Ehrenamtlichen ist sekundär und subsidiär, und gelegentlich auch irreführend; sie suggeriert eine Bedeutungshierarchie nach Gehaltsstufen und die Möglichkeit, dass man sich auch aus allen dreien zurückziehen könnte, wobei es doch auf die Beteiligung aller ankommt. Ich träume von neuen und kraftvollen wie nachhaltigen Aufbrüchen, die nicht zur Unterstützung einer Service-Kirche taugen, aber einen wesentlichen Dienst für die Menschen erlauben.

Für viele innerkirchliche Wege wünsche ich mir eine beherzte Beschleunigung. Vieles scheint sehr langsam zu gehen, so „entschleunigt“, dass es zum Stillstand gekommen ist. Partizipative Prozesse könnten zügiger gehen und die Dringlichkeit zeigen, die im Markusevangelium mit dem oft wiederholten Wort „sofort“ ausgedrückt wird. Solch ein Sinn für Dringlichkeit scheint manchen leider abhandengekommen zu sein. Mir scheint, dass viele bis „zum letzten Moment“ warten, um dann eher überstürzt und kurzschlüssig voranzuschreiten.

Wir danken Ihnen ganz herzlich für das Interview und die Einblicke in Ihre Arbeit und wünschen Ihnen alles Gute, Gesundheit, Kraft und Freude für Ihre neuen Aufgaben und Projekte!

Ich danke für Ihr Interesse. Vieles kann hier ja nur angerissen werden. Ich freue mich jedes Mal über offenen Austausch über solche Fragen. Es gibt keine „Instant-Rezepte“, aber Leute, die sich in Begegnung und Dialog für weitere auch wagemutige Schritte begeistern lassen und dabei etwas vom „Feuer“ des Anfangs spüren. Es gilt, diese Schritte in Treue zum apostolischen Zeugnis zu tun.